

glikaner aus dem 16. Jahrhundert) künftig von Ordinanen nicht mehr gefordert werden solle. Der verzweifelte Widerstand des Bischofs von Durham, dem sich der Erzbischof von Kapstadt und 35 andere Bischöfe anschlossen, verschlug nichts. Die breite Diskussion, die es in den reformatorischen Kirchen über Sinn und Geltung der Bekenntnisschriften gegeben hat, war den anglikanischen Bischöfen offensichtlich völlig unbekannt. Natürlich stellt sich von daher die Frage, in welchem Sinne die anglikanischen Kirchen „wahrhaft reformiert“ zu sein meinen; aber ist nicht diese Frage allein schon Grund genug, einen intensiven Dialog mit einer Gemeinschaft von Kirchen zu suchen, von denen wir, wie nicht zuletzt die Lambeth-Konferenz von 1968 gezeigt hat, unendlich viel lernen können?

Ferdinand Schlingensiepen

Eindrücke nach einem Studienaufenthalt in Ghana

Vorbemerkung:

Schon seit Ende der 40er Jahre nehmen junge deutsche Theologen an dem vom Ökumenischen Rat der Kirchen veranstalteten Stipendiatenaustausch teil, der sie in viele Länder der Erde führt und das dortige kirchliche Leben kennenlernen läßt. Das geschieht nicht nur zur persönlichen Fortbildung und „Horizontenerweiterung“, vielmehr sollen sie die mitgebrachten Erfahrungen in ihren deutschen Heimatkirchen fruchtbar machen und ein wirksames Potential für die ökumenische Öffnung von Pfarrerschaft und Gemeinden bilden. Über in den Kirchen der USA oder auf dem europäischen Kontinent gewonnene Eindrücke ist bereits vieles veröffentlicht worden (vgl. z. B. „Pastoraltheologie“ Nr. 7/1968, S. 310 ff.). Die afrikanischen Kirchen und ihre Probleme sind hingegen weniger oder zumindest vorwiegend nur aus der Sicht der Missionsarbeit und der Diakonie bekannt. Daher werden die nachstehenden Ausführungen über Ghana, wo der Autor mit seiner Frau das Studienjahr 1967/68 verbrachte, besonderes Interesse finden. Wir haben vor, später auch weitere derartige Berichte aus anderen Ländern zu veröffentlichen, damit der ökumenische Stipendiatenaustausch an seinem Teile zu dem Ziel beiträgt, das die im Ökumenischen Rat zusammengeschlossenen Kirchen sich vorgenommen haben: zur gegenseitigen „Berichtigung und Bereicherung“.

Die Schriftleitung

Theologisches Studium in Ghana

Der Aufenthaltsort für ökumenische Stipendiaten in Ghana ist die Universität Legon, weil hier innerhalb der Faculty of Arts ein Department für Religionswissenschaftliche Studien eingerichtet ist, an dem u. a. christliche Theologie gelehrt wird. Die Studenten können „Religion“ als Nebenfach oder als Hauptfach belegen. Das letzte tun nur ganz wenige Studenten. Für den pfarramtlichen Dienst sind beide Arten von Studierenden nicht vorgesehen. Sie gehen nach ihrem dreijährigen Studium meist in den entschieden besser bezahlten Staatsdienst an höheren Schulen oder Lehrerseminaren.

Die ghanesischen Kirchen sind bisher nicht bereit, Absolventen des Religionsdepartments in den pfarramtlichen Dienst zu übernehmen. Der Grund dazu liegt in der Art, wie Theologie an der Universität getrieben wird. Die Kirchen halten das dort Dargebotene nicht für ausreichend. Es lehren nämlich ein holländischer Katholik Neues Testament, ein Engländer Philosophie, ein Mohammedaner Arabisch und Islamstudien und fünf protestantische Ghanesen Neues Testament, Altes Testament, Kirchengeschichte, allgemeine Religionswissenschaft und afrikanische („unentwickelte“) Religionen. Professor Baeta, der besonders durch seine Tätigkeit in der Ökumene und durch die Unionsverhandlungen der ghanesischen Kirchen bekannt ist, ist Direktor dieses Departments wie der Fakultät. — Man könnte den Wert solcher Religionsdepartments, die es auch an einigen Universitäten anderer afrikanischer Länder gibt, darin sehen, daß sie christliche Laien für den Dienst in ihrem Arbeitsbereich vorbereiten.

Die größten ghanesischen Kirchen (Presbyterianer, Methodisten, Anglikaner) haben für ihren Pfarrernachwuchs gemeinsam das Trinity-College eingerichtet, das in der Nähe der Universität Legon mit Wohnheimen für rund 50 Studenten vor einigen Jahren aufgebaut worden ist. Aufnahmebedingung für den vierjährigen Kurs ist der Mittelschulabschluß. Als Dozenten sind zur Zeit zwei Ghanesen und fünf Weiße (aus der Schweiz, England und Amerika) tätig. Das Handicap dieses College besteht in der Tatsache, daß junge Leute mit besserer Schulbildung an die Universität gehen und die Universität bisher nicht den Wünschen der Kirchen nach einer auf das Pfarramt ausgerichteten theologischen Ausbildung entsprechen hat. Um das Trinity-College und damit das Pfarramt attraktiv zu machen, müßte vielleicht das Niveau des College wie die Besoldung des Pfarrers gehoben werden. Ob allerdings der Weg ins ghanesische Pfarramt nur über dieses College bzw. über eine dem akademischen Studium nahekommende Ausbildung gehen soll und ob die Leitung und Versorgung der Gemeinden nur in der Hand eines theologischen Fachmannes liegen soll, mag als Frage offen bleiben.

Es ist für den ökumenischen Stipendiaten ratsam, Kontakte zum Trinity-College aufzunehmen, um dessen Studenten und Lehrer kennenzulernen. Sein Studium bewegt sich ja zum größten Teil an der Universität, teils als Gasthörer der theologischen Vorlesungen, teils am Institut für Afrika-Studien, an dem Seminare über Afrikas Geschichte, seine sozialen, gesellschaftlichen, politischen Verhältnisse, seine Literatur, Musik und Religionen abgehalten werden. Da er an keinen Studienplan und an keine Verpflichtung zu Seminararbeiten gebunden ist, wird seine Hauptbeschäftigung in der selbstgewählten Lektüre bestehen, und daneben wird er versuchen, seine Kenntnisse über (West-)Afrika und die dortigen selbständigen Kirchen durch Reisen zu erweitern.

Reisen und Begegnungen

Eines unserer ersten Ziele war das Ramseyer-Memorial-Center in Abetifi, wo die Presbyterian Church of Ghana eine Art Evangelische Akademie eingerichtet hat und wo ein schweizerischer und ein ghanesischer Pfarrer zusammenarbeiten. Hier konnten wir an einem Wochenendkurs für neuangekommene Ausländer teilnehmen, der in Geschichte und Kultur Ghanas einführte. Höhepunkt war der Besuch eines ghanesischen Häuptlings und seines Hofstaates.

Auf einer Tagesstour in die Nähe von Akosombo (am Voltastaudamm gelegen) erhielten wir Einblick in die Tätigkeit eines ghanesischen Pfarrers, der vom

Christian Council of Ghana mit der Betreuung der Umsiedler in den Resettlements beauftragt ist. Durch den zur Zeit entstehenden Voltastausee im Mittelteil von Ghana — er wird neben dem Nilsee bei Assuan der größte künstliche See und einer der ergiebigsten Stromspender Afrikas — haben ungefähr 80 000 Menschen ihre Dörfer verloren. Sie wurden in 50 neuen Ortschaften — Resettlements — wieder angesiedelt, in denen der Staat zweiräumige kleine Steinhäuser gebaut hat, die von den Umsiedlern allerdings nur ungern bezogen werden. Die neuen Wohnungen sind wohl moderner als die alten Dorfhütten, jedoch zu eng; es fehlt meist an Gärten und Wasser. Oder vielfach wurde nur ein Raum gebaut in der Hoffnung, daß die einziehende Familie den zweiten Raum weiterbaut. Nur in wenigen Resettlements haben die Menschen ihre Apathie überwunden und etwa gemeinsame Farmen angelegt. Es zeigt sich hier, wie stark die Sippen-tradition und wie eng die Verbindung von Heimatboden, Vorfäterverehrung und Lebensaktivität bei der ghanesischen Landbevölkerung ist.

Auf einer Reise in den weniger entwickelten Norden von Ghana lernten wir mehrere weiße Missionare, Schwestern und Ärzte der Baseler Mission und ghanesische Pfarrer und Katecheten der Presbyterian Church of Ghana kennen. (Diese Kirche ist von der kleineren Evangelical Presbyterian Church im Ostteil von Ghana, die durch die Arbeit Bremer Missionare entstanden ist, zu unterscheiden.) In Bolgatanga, in der Nähe der Grenze nach Obervolta, konnten wir u. a. die Zusammenarbeit von Katholiken, Anglikanern und Presbyterianern (jeweils weißen Missionaren) auf sozialem Gebiet miterleben. Gemeinsam wurden Lebensmittel für ein Dorf verteilt, dessen Bewohner sich mit Hilfe der Missionare einen neuen Brunnen anlegten, weil das alte verschmutzte Wasserloch weder für das Vieh, geschweige denn für die Menschen ausreichte. Erschwert wurde die Hilfsaktion durch die sog. „Flußblindheit“, die im Norden von Ghana zahlreiche Menschen heimsucht und gegen die bisher kein wirksames Mittel gefunden wurde. An ihr waren 85% der Bewohner des Dorfes erkrankt; davon waren 15% bereits völlig erblindet. Erschwerend ist außerdem, daß die Bereitschaft staatlicher Stellen bei solchen Hilfsaktionen mitzumachen, nur begrenzt ist.

Beindruckend war die Tagesfahrt mit einer weißen Kinderkrankenschwester, die eine mobile Klinik ebenfalls im Norden von Ghana unterhält. Viele afrikanische Kinder werden plötzlich krank oder unterernährt, wenn sie nach zwei bis drei Jahren nicht mehr die natürliche Muttermilch, sondern direkt Erwachsenen-nahrung bekommen. Wir sahen drei- bis vierjährige Kinder, die nicht mehr als 15 bis 20 Pfund wogen oder kaum stehen konnten. Nur mit Mühe kann die Schwester die Mütter von obskuren traditionellen Behandlungsmethoden ihrer Kinder abbringen. Vor allen Dingen werden den kranken Mädchen lebensnotwendige Nahrungsmittel wie Eier vorenthalten, weil nach der Tradition Mädchen davon unfruchtbar werden sollen. — Ob die ausgeteilten Medikamente wirklich den Kindern zugute kommen, ist nicht immer sicher.

Weitere Erfahrungen konnten wir auf einer Reise nach Togo sammeln, wo wir einen Pfarrer der Bremer Mission besuchten, der im Auftrag der „Eglise Evangelique“ von Togo neue missionarische Vorstöße in ein bisher wenig erforschtes Gebiet Osttogos unternimmt. Die tragenden Pfeiler dieser Arbeit sind zwei „Equipen“, die sich aus haupt- und nebenamtlichen togolesischen Mitarbeitern (Sozialarbeitern, Krankenpflegern- und Schwestern, Katecheten, Lehrern) zusammensetzen. Von ihnen wird die evangelistische und soziale Arbeit durch-

geführt. Sie ziehen in die Dörfer, laden die Menschen zu Veranstaltungen ein, bei denen zu Kirchenliedern getanzt und getrommelt wird; zu Liedern, deren Text und Melodie in den nur wenige Jahre, manchmal nur Monate alten Gemeinden entstanden sind. Diese Equipen bedienen sich des Laienspiels, um biblische Geschichten darzustellen und zu vergegenwärtigen, einfacher Plakate und Zeichnungen, um die simpelsten sanitären Dinge zu erklären. Diese Arbeit scheint beispielhaft für Pioniertätigkeit zu sein, weil sie den ganzen Menschen zu umfassen versucht, sich jedoch in den Aufgabenbereichen, die später der Staat oder die Gesellschaft übernehmen könnte, nur als Vorkämpfer und Stellvertreter versteht (Krankenarbeit, Schule), und weil der Missionar, mag er auch bessere geistige Voraussetzungen und finanzielle Mittel haben, doch im Hintergrund bleibt.

Ebenfalls gewinnbringend war es für uns, gegen Ende unseres Aufenthaltes von einer Deutschen eingeladen zu werden, die in Cotonou/Dahomey als Sekretärin beim beigeordneten Generalsekretär der All-African Christian Conference (AACC) tätig ist und uns einen kleinen Einblick in die Arbeit der AACC gewährte. — Genannt sei schließlich noch eine interkonfessionelle Tagung in Accra über „Glaube und Heilung“, die sich mit dem Zusammenhang zwischen der Verkündigung als Heilsbotschaft und der Heilung des kranken Menschen wie der Verpflichtung der Gesamtgemeinde für die Kranken beschäftigte.

Kirche und Tradition

Durch alle diese Besuche und Kontakte konnten wir Einblick in die Situation der jungen Kirchen nehmen und das vertiefen, was durch Lektüre bereits an Kenntnissen vorhanden war.

Es fällt zunächst die starke Bindung an die von den Missionaren mitgebrachte Tradition auf. Das beginnt bei der Kleidung des Pfarrers bis hin zum steifen Kragen, der Kopfbedeckung des Kirchenchors, die an die Doktorhüte aus englischer Tradition erinnern. Das betrifft die Gottesdienste, an denen wir öfter teilnehmen konnten. Es wurden meist mehrere Stammsprachen gesprochen, so daß Verstehensschwierigkeiten bestanden. Doch war der Aufbau eines presbyterianischen oder methodistischen Gottesdienstes nicht so fremdartig, daß wir uns nicht zurechtgefunden hätten. Im Gegenteil, uns scheint die Übernahme weißer Liturgie, Liedtexte, Melodien und Verhaltensweisen so stark zu sein, daß wir es der Frage wert finden, was eigentlich „afrikanisch“ an den Kirchen Ghanas ist (wenn man das Adjektiv „afrikanisch“ nicht nur auf das Kolorit, die farbenprächtigen Gewänder der Gemeindeglieder, den mehrstimmigen Gesang oder etwa die gute Gottesdienstbeteiligung und die lange Dauer eines Gottesdienstes beziehen will). Natürlich gibt es auch beschämende Aktivität, Einfallsreichtum und Spendefreude bei Gemeindeleitern und Gemeinden. Zeigt aber nicht die zunehmende Zahl der prophetisch-messianischen Splittergruppen, daß das Erbe zur Last wird, wo man es ängstlich festhält? Der Vorwurf trifft nicht allein die alten Missionen, die, wie H. Kraemer sagt, nie zu selbständigem Denken, sondern nur zum Aufnehmen fremder Gedanken erzogen haben. Er trifft die jungen Kirchen selber, die in Ghana teilweise schon seit dem Ende des ersten Weltkrieges selbständig sind. Ihr Konservativismus, der selbst in Gesprächen mit Ghanesen bestätigt wird, ist mit ein Grund, warum etwa die Auseinandersetzung mit den aufblühenden Sekten und die ebenso notwendige Anpassung an die moderne

Welt nur zögernd geschieht. Offenbar bedeutet das Aufgeben einmal übernommener Formen Verlust an christlicher Substanz.

Dieser konservative Zug zeigt sich ebenfalls in den Unionsverhandlungen. Mehrere Kirchen Ghanas (die zwei presbyterianischen, die methodistische und die anglikanische Kirche mit zusammen rund $\frac{1}{2}$ Million Mitgliedern, die knapp 10% der ghanesischen Bevölkerung ausmachen) wollen eine Union bilden. Die Verhandlungen gehen schon über mehrere Jahre, und eine endgültige Entscheidung ist noch nicht abzusehen. Praktische Fragen stehen im Vordergrund; angesichts der Zerspaltenheit, des Geldmangels, der parallelen Ämter in den verschiedenen Denominationen verständlich. Doch treten damit Überlegungen über die theologischen Konsequenzen praktischer Entscheidungen in den Hintergrund. So ist man sich z. B. in der Übernahme des historischen Bischofsamtes einig, was die anglikanische Kirche als Bedingung für ihre Teilnahme an der Union gestellt hat. Trifft damit nicht auch für Ghana die Warnung eines deutschen Theologen zu, daß man die Weltchristenheit einigen könnte, wenn man nur die apostolische Sukzession zum zentralen Glaubensartikel machte?

Das Problem der Sekten soll etwas ausführlicher dargestellt werden. Sie haben in der Zeit nach dem Sturz Kwame Nkrumahs an Zulauf gewonnen. Ein Überblick über ihre Zahl ist nur schwer zu erhalten, allein in Accra soll es 15 bis 20 solcher Gruppen geben. Einige haben nur wenige Anhänger, andere sind bereits so groß wie die kleineren, zum Christian Council gehörigen Kirchen. Die Presse beschäftigt sich mit ihnen, zitiert Stimmen von Leuten, die von einem der Propheten geheilt, andere, die enttäuscht worden sind. Tatsächlich besteht die große Anziehungskraft dieser Splittergruppen in den zahlreichen Heilungserfolgen, die in ihren Versammlungen geschehen. Bei ihnen wird außerdem ein Stück afrikanischer Tradition im Gottesdienst aufgegriffen, das bisher in den Kirchen vernachlässigt wurde: das Verlangen des Afrikaners nach Rhythmus und Bewegung. Aus gleichem Grund werden geistliche Lieder gesungen, die sich in Tonalität und Harmonie der traditionellen Musik anschließen. Es soll nicht verschwiegen werden, daß gute Ansätze zu afrikanischer Kirchenmusik gerade in Ghana vorhanden sind. Ein Dozent der Universität Legon hat für seine Bemühungen auf diesem Gebiet seinen Dokortitel erhalten. Es ist nur schade, daß er erst heute anerkannt wird. Er begann seine Arbeit bereits in den dreißiger Jahren — doch unter dem Widerstand gerade der Kirchen! Sie befürchteten, daß mit dem Aufgreifen alter afrikanischer Melodien auch Heidentum in die Kirchen zurückströmen würde. Heute strömen viele Gemeindeglieder über die Sekten ins Heidentum zurück. Die Grenze zwischen Kirche und Sekte ist vielfach nicht zu ziehen, weil Kirchenmitglieder auch zu den Versammlungen der Sekten gehen. Hier wird der einzelne viel mehr auf seine individuellen Nöte hin angesprochen, und hier findet er in einer engen Gemeinschaft den Halt, den er in einer Zeit des allgemeinen Umbruchs nötig hat. Der gesuchtere Seelsorger scheint heute der christlich-sektiererische Prophet zu sein, nicht der Pfarrer einer etablierten Kirche. Einige Sekten bestehen nur kurze Zeit. Dieses Aufblühen und schnelle Verschwinden weist auf eine Aufgabe hin, die heute von den Kirchen noch nicht entschieden genug in Angriff genommen ist: die Überwindung der einseitigen Bindung an das überseeische Erbe. Die Missionstradition hat heute mehr Bedeutung, als es manchem „fraternal worker“ einer Missionsgesellschaft lieb ist. Es mag eine Ausnahme sein, wenn (1968!) einem ghanesischen Dozenten der Uni-

versität bei einem Gottesdienst von einem einheimischen Pfarrer nicht gestattet wurde, seine vorbereitete Predigt zu halten, weil er sein ghanesisches Gewand anhatte. Es bleibt dennoch unverständlich und erinnert an Entscheidungen weißer Missionare aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg.

Es könnten als weitere Beispiele die Universitätsgottesdienste genannt werden, die in Liturgie und Liedgut – meist englischen Erweckungsliedern und deutschen Chorälen – ebenfalls westlichen Stils sind, oder das Problem der Polygamie. Das Erbe der ehemals meist puritanisch-pietistisch ausgerichteten Missionare besteht in der Ablehnung der Vielehe. Aus verengter Sicht heraus wurde das sozial-religiöse Moment übersehen und die Vielehe zu einem moralisch-sexuellen Problem gemacht.

Die Kirchen und ihre Verantwortung im gesellschaftlich-politischen Bereich

Die Stellung afrikanischer Christen zur politisch-gesellschaftlichen Verantwortung ist durch zwei Faktoren aus der missionsgeschichtlichen Vergangenheit bestimmt: erstens haben die Missionare ihr Verhältnis zur Kolonialmacht nie eindeutig definiert, und zweitens wurde der öffentliche Verantwortungsbereich aus der christlichen Verkündigung zumeist ausgeschaltet. So haben sich auch ghanesische Gemeindeglieder in der Übernahme dieser Verantwortung schwer getan.

Trotz aller Spannungen und Gegensätzlichkeiten bestand ein natürliches Band der Sympathie zwischen Mission und Kolonialregierung, weil beide westlicher Tradition entstammten und beide nach gleichen moralischen Maßstäben lebten. Die Mission erhielt durch die Kolonialregierung ein Gefühl der Sicherheit und in vielen Entscheidungen Rückendeckung und Unterstützung von ihr. In einer Auseinandersetzung über Fetischdienst 1935 entschied z. B. der Distriktsbeamte von Wenchi zugunsten der presbyterianischen Kirche und empfahl den Leuten, dem christlichen Beispiel zu folgen und so ein „loyaler Untertan seiner Majestät, des (engl.) Königs und des Allmächtigen über Himmel und Erde“ zu werden. Die sog. „Donnerstag-Kontroverse“ von 1941 wurde ähnlich entschieden. Die Bundesversammlung von Ashanti (im Mittelteil von Ghana gelegenes Stammesgebiet) legte fest, daß Landarbeit am Donnerstag nicht erlaubt sei (nach Tradition der Akanstämme, zu denen die Ashanti gehören, ist der Donnerstag der Erdgöttin bestimmt). Die Christen bestanden darauf, daß allein der Sonntag heilig sei. Es kam zu keiner Einigung zwischen Kirche und Ashantikönig. Die Kolonialregierung entschied schließlich im Sinne der Christen.

Da von den Missionaren selbst die pastoral-evangelistische Tätigkeit als ihre Hauptaufgabe bezeichnet wurde, konnte es nur schwer zu einem Verständnis für die öffentliche Mitverantwortung in den jungen Kirchen kommen. Erst in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg sprach eine Synode (1951, Presbyterianer) ihre Kirchenglieder auf ihre politische Mitarbeit hin an. Andererseits entschied 1956 noch die methodistische Synode, daß keiner ihrer Pfarrer sich in Zukunft für die Wahlen zur gesetzgebenden Versammlung aufstellen lassen durfte.

In den Jahren der Regierung Kwame Nkrumahs sind die Kirchen durch einige Entscheidungen des Staates herausgefordert worden (Vergöttlichung Nkrumahs, Bildung von bewußt atheistischen Jugendverbänden), Stellungnahme im öffentlich-politischen Bereich zu vollziehen. Wieweit die Christen in dieser Zeit ihrem Auftrag nachgekommen sind, bleibt einer Untersuchung vorbehalten, die von

einem ghanesischen Theologen zur Zeit vorgenommen wird. Bekannt ist, daß einige führende Kirchenleute auf manche Entscheidungen des Nkrumah-Regimes Einfluß ausüben konnten, ohne daß dies einer breiteren Öffentlichkeit bekanntgeworden wäre. Des Landes verwiesen wurde u. a. wegen seiner kritischen Haltung den „jungen Pionieren“ gegenüber der anglikanische Bischof Roseveare 1962.

Nach dem Sturz Nkrumahs haben die Kirchen an Bedeutung wieder zugenommen. So hat z. B. die Polizei Ghanas ihren Beamten vorgeschlagen, christliche Vereinigungen zu gründen, um der Korruption zu begegnen. Vor allem wurde den Kirchen wieder die Verwaltung von zahlreichen Schulen überlassen. Nkrumah hatte wohl viele neue Schulen bauen lassen, aber es fehlten genug fähige Lehrkräfte. Die jungen Kirchen Ghanas wurden aus einer Notlage heraus wieder an die Schulen gebunden, und bereitwillig übernahmen sie damit eine der Funktionen, die sie von den Missionen übernommen hatten, die ihnen aber bislang vom Staat streitig gemacht worden war: die des Erziehers ihres Volkes. (Mehr als 65% der afrikanischen Kinder wurden 1961 noch in kirchlichen Schulen unterrichtet; 1923 gab es in Britisch Afrika 100 Regierungsschulen, dagegen 6000 Missionsschulen.) Erziehung wurde von den Missionen vermittelt, um die notwendige Basis für die Aufnahme der missionarischen Verkündigung zu schaffen. Die Evangelisation hatte in der Schule ein legitimes Mittel zur Erreichung ihrer Ziele gesehen; nur konnte das Ziel mit dem Mittel identifiziert werden. Das ist ja auch in den Augen vieler Afrikaner geschehen, bei denen Bildung und Christentum das gleiche bedeutet hat. Wo heute die Kirchen sich zu stark an die Schule gebunden haben oder sich wieder binden lassen, stehen sie in der Gefahr, ihre missionarische Beweglichkeit zu verlieren und den Blick für ihre Stellvertreterrolle in anderen Aufgabenbereichen, in denen bisher Staat oder Gesellschaft einzugreifen nicht fähig oder gewillt waren.

Denn die Aufgaben sind gewaltig, vor denen die Entwicklungsländer und in ihnen die Kirchen stehen. Vor allem das Problem der wachsenden Zahl von Schulentlassenen, die keine Möglichkeit für eine Berufsausbildung haben und für die zu wenig Arbeitsplätze vorhanden sind, müßte möglichst schnell in Angriff genommen werden. Ein „Bildungsproletariat“ wandert in die Städte, angefüllt mit Erwartungen für die Zukunft, die trotz Unabhängigkeit und Entwicklungshilfe nicht gestillt, sondern eher verstärkt worden sind. Diebstahl und Prostitution sind in rapidem Wachstum begriffen. Effektive Hilfe müßte kommen, etwa in Form von Ausbildungsstätten, Lehrlings-, Wohn- und Freizeitheimen, Einrichtung von Abendschulen, Kursen für die Fragen der Ehe, Erziehung des Umgangs mit den modernen Massenmedien. Die Stadtgemeinden müßten sich der zahlreichen Fremden und Alleingelassenen annehmen, die keine Verwandten und Bekannten und keine Arbeit in der Stadt haben. Das hieße aber verstärkte Konfrontation der Kirche mit der neuen sozialen Wirklichkeit der Stadt, Suche nach neuen Gemeindeformen, Einsetzen der Laien in größerem Maße, Veränderung der moralischen Maßstäbe, Anpassung an die beweglich gewordene Gesellschaft. Ansatzweise geschieht die erforderliche Umstellung. Das Begegnungs-Zentrum von Abetifi wurde bereits genannt; der CVJM führt in Accra ein Ausbildungsprogramm für Maurer und Schreiner durch. Christian Councils sind auch auf regionaler Ebene vorhanden, Konferenzen über aktuelle Probleme werden nicht nur in Ghana abgehalten. Doch reicht dies alles aus? Die geplante Kirchenunion könnte wegen der zu erhoffenden gemeinsamen Anstrengungen vermehrte Ini-

tiative fördern. Denn erst dann, wenn solche Initiative in den jungen Kirchen vorhanden ist, hat auch verstärkte personelle und finanzielle Hilfe aus den überseeischen Kirchen Sinn und Effekt.

Gerade in der gegenwärtigen politischen Situation, in der Ghana sich wieder einseitig nach Westen orientiert, dürfen sich die Kirchen in diesem Land nicht mit den gegebenen Verhältnissen zufriedengeben; anders hörten sie auf, Unruheelement der Gesellschaft zu werden, und verlören damit ihr missionarisches Wächteramt.

Weißer und farbiger Christen

Abschließend soll ein Blick auf das Verhältnis von afrikanischen und weißen Christen geworfen werden. Es gibt ja eben neben den kirchlichen Mitarbeitern aus Übersee eine anwachsende Zahl von Entwicklungshelfern und Vertretern von Privatfirmen. Unter ihnen ist das Interesse am kirchlichen Leben nicht sehr groß. In den einheimischen Gottesdiensten sind Weiße nur selten oder gar nicht zu finden. Für die Deutschsprachigen gibt es monatlich in Accra einen Gottesdienst. Weiße und farbige Gemeinde stehen nebeneinander, trotz der Tatsache, daß über den weißen Pfarrer und die Kollekten der Kontakt zu einer der ghanesischen Kirchen hergestellt ist. Darüber hinaus müßte aber gefragt werden, ob die Sorge für die Fremden im Lande nicht noch mehr in den Aufgabenbereich der einheimischen Kirchen gehört. Wie könnten diese Kirchen dazu mit ausländischer Hilfe befähigt werden? Es müßte zugleich das Verständnis der weißen Christen für den ökumenischen Charakter der Kirche und für ihre eigene Zugehörigkeit zur Kirche am Ort geweckt werden. In diesem Zusammenhang wäre auch eine Anfrage an das Kirchliche Außenamt zu stellen, wie weit seine Tätigkeit die oben angedeutete Trennung überwinden hilft.

Zugegebenermaßen ist es schwierig, den afrikanischen Menschen zu „verstehen“ und seinen Alltag, das für ihn Normale, Selbstverständliche in den Griff zu bekommen. So wird es auch für ausländische Christen schwer sein, die ja meist nur für kürzere Zeit im Lande sind, sich in einer der einheimischen Kirchen „zu Hause“ zu fühlen. Vielleicht sollte auch gar nicht auf der Ebene des „persönlichen Kontaktes“ oder der gottesdienstlichen „Gemeinschaft“ versucht werden, Zusammengehörigkeit zu schaffen. Eher könnte dies auf der Ebene der Praxis im Alltag geschehen. So könnten dort weiße Christen der verbreiteten Tendenz bei manchen ihrer Landsleute widerstehen, daß weißes Denken, Planen und Arbeiten doch dem afrikanischen überlegen sei. Sie könnten dabei mithelfen, den Afrikaner in seinem Kontext zu verstehen und nach seinen Möglichkeiten mitzusehen.

Lothar Engel